

HEFTE AUS TAIZÉ

3

Frère John

Was macht den christlichen Glauben aus?

Was ist das wesentliche Merkmal, das den christlichen Glauben ausmacht? Ist es die Taufe, das Glaubensbekenntnis, das man manchmal spricht, oder diese oder jene moralischen Werte? Sind es bestimmte Praktiken, wie beispielsweise der sonntägliche Kirchgang? Sind es bestimmte Vorstellungen von der Welt oder der menschlichen Existenz? Dieser Frage kommt eine hohe Bedeutung zu, sowohl für den, der sich auf diesen Glauben beruft, als auch für jenen, der ihn ablehnt. Es kann vorkommen, dass man den Glauben aus den falschen Gründen ablehnt. Gleichermäßen wäre es für die, die ihn annehmen, traurig, herausfinden zu müssen, dass sie

das Grundlegende vernachlässigen und die Betonung auf nachrangige Elemente legen. Auf diese Weise würden sie auch den anderen nicht dabei helfen, das Wesentliche des Christentums kennenzulernen.

Auf den folgenden Seiten versuchen wir, uns dieser entscheidenden Frage zu nähern, um schließlich eine Antwort darauf zu finden.

Eine Religion?

Wenn man zufällig ausgewählte Menschen spontan danach fragen würde, erhielte man sicherlich folgende Antwort: Das Christentum ist eine Religion, ja sogar eine Weltreligion.

Diese Antwort, so offensichtlich sie in den Augen vieler auch ist, spiegelt grundlegend eine moderne, westliche Sichtweise wider. Das Wort „Religion“ im Sinne von „spezifisches Kult- und Glaubenssystem“ gibt es erst seit dem Mittelalter und ist im 16. Jahrhundert üblich geworden. Das Wort wurde schon in der Antike gebraucht, aber es bedeutete eher Eifer, Respekt für das Heilige, Verehrung der Götter. Im aufkommenden Christentum bezog es sich zunächst auf das Leben im Kloster.¹ Erst in der Neuzeit, teilweise dank des Aufblühens der Wissenschaften im Westen, entwickelt sich die Idee, dass die Welt in verschiedene „Religionen“ aufgeteilt ist: Christentum,

¹ Die Herkunft des Wortes *religio* ist umstritten. Wissenschaftler nennen sowohl das Wort *relegere* (lat. wiederlesen, überdenken) als auch *religare* (lat. befestigen, verbinden) als möglichen Ursprung.

Hinduismus, Buddhismus, Judentum, Animismus und so weiter – von denen jede unterschiedliche und parallele Antworten auf dieselben Fragen und Bedürfnisse des Menschen gibt. Und auch wenn die verschiedenen Religionen anfangs untrennbar mit ihrer jeweiligen Kultur verbunden waren, in der sie entstanden sind, wurden sie mehr und mehr von ihrem Ursprungsland getrennt und zu Objekten der persönlichen Wahl gemacht. So findet niemand mehr etwas dabei, wenn jemand aus einer jüdischen Familie in Florida sich Buddhist nennt, ohne jemals im Fernen Osten gewesen zu sein.

Diese Vorstellung von „Religionen“ entspricht zugegebenermaßen in etwa der empirischen Situation der gegenwärtigen Welt. In Bezug auf die Frage, die wir uns stellen, kann uns diese Sichtweise aber in die Irre führen. Als allererstes, weil sie eine Vorstellung in die Realität des christlichen Glaubens importiert, die ihr von Grund auf fremd ist. Weder Jesus von Nazareth noch seine Jünger hatten die leiseste Ahnung, dass sie gerade dabei waren, eine „neue Religion“ zu etablieren. Unabhängig davon, was man über seine wahre Identität denkt, war Jesus zunächst ein jüdischer Wanderprediger, der voll in das Leben seines Volkes integriert war. Dort muss man ansetzen, will man die historische Entwicklung verstehen, die von ihm ausging. Wenn man komplexe historische Gebilde wie beispielsweise das Christentum, den Buddhismus und den Islam sozusagen in einen Topf wirft, läuft man Gefahr, das Spezifische jedes dieser Gebilde zu verkennen, und noch viel mehr das Spezifische ihrer Gründer. Jesus, Buddha und Mohammed hatten weder dasselbe

Selbstverständnis noch dieselben Absichten. Wenn man nicht aufpasst, birgt der Vergleich von Religionen die Gefahr, Parallelen zwischen Realitäten herzustellen, die völlig unterschiedlich aufgebaut sind.

Wir finden das Wesentliche des christlichen Glaubens also nicht in der Tatsache, dass er eine Religion ist. Auch aus anderen Gründen, die vor allem mit dem Inhalt dieses Glaubens zusammenhängen, haben Theologen manchmal gezögert, ihn als Religion zu bezeichnen. Besonders herausgestellt hat diesen Gedanken Dietrich Bonhoeffer, ein deutscher lutherischer Pastor, der 1945 von den Nazis ermordet wurde, weil er sich im Widerstand engagiert hatte. Das Zögern Bonhoeffers hatte mindestens zwei Gründe. Erstens und vor allem anderen betrifft die Religion per Definition nur einen Teil der menschlichen Existenz, während in seinen Augen Jesus Christus nötigerweise einen Bezug zum gesamten Leben hat. Jeder Versuch, ihm einen abgesteckten Bereich zuzuweisen, ihn auf bestimmte Zeiten, Praktiken oder Orte zu beschränken, muss zwangsläufig seine wahre Bedeutung verfälschen. Aus dem Gefängnis schreibt Bonhoeffer einen Brief, aus dem ein Satz berühmt geworden ist: „Jesus ruft nicht zu einer neuen Religion auf, sondern zum Leben“ (18. Juli 1944). Es muss aber erwähnt werden, dass dies keine Entdeckung der letzten Stunde war, wie man anhand eines anderen Ausspruches aus dem Jahr 1928 feststellen kann: „Christus ist nicht der Bringer einer neuen Religion, sondern der Bringer Gottes.“²

Es widerstrebte Bonhoeffer auch deswegen, den

² Zitiert nach Sabine Dramm: *Dietrich Bonhoeffer. Eine Einführung in sein Denken*, Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, S. 228.

Glauben an Jesus Christus einer Religion gleichzusetzen, weil in seinen Augen das Konzept einer Religion auch in anderer Hinsicht unvollständig war: sie gelte nicht unbedingt für alle Zeiten und alle Orte. Am Ende seines Lebens, als er umgeben war von Menschen, für die Religion anscheinend keine Lebensnotwendigkeit war, ahnte er den Anbruch einer Gesellschaft, in der Religion keine entscheidende Rolle im alltäglichen Leben spielen würde. Überzeugt davon, dass Christus auch für diese Menschen gekommen war, sah Bonhoeffer keine Notwendigkeit, in ihnen ein „religiöses Bedürfnis“ zu erwecken, um sie anschließend zu Christus hinzuführen, ein Verhalten, das er stark ablehnte. Er sah eine Parallele zu den Urchristen, die nach und nach verstanden hatten, dass man nicht zuerst Jude werden musste, um die Gute Nachricht Jesu Christi anzunehmen und danach zu leben. Während der letzten Zeit im Gefängnis rang Bonhoeffer mit der Frage, wie man einer „mündig“ gewordenen Welt, für die der Trost einer Religion kein großes Interesse besaß, ein Zeugnis Christi geben könne. Zwar sind seine Gedanken dazu leider nicht vollständig, und seine Einschätzung der gegenwärtigen Welt trifft nicht ganz (in diesem neuen Jahrhundert scheint „die Religion“ lebendiger zu sein als je zuvor, zumindest wenn wir die gesamte Welt betrachten). Aber seine Überzeugung, dass das Wesentliche des christlichen Glaubens nicht an seinen „religiösen“ Charakter gebunden ist, ist nach wie vor aktuell und eröffnet eine wichtige

Spur für unsere Suche. „Jesus ruft nicht zu einer neuen Religion auf, sondern zum Leben“.³

Eine Spiritualität?

In der heutigen Zeit fällt einem spontan noch ein anderes Wort ein, um den christlichen Glauben zu bezeichnen: Spiritualität. Dieser Begriff beschreibt vor allem einen persönlichen inneren Weg, Überzeugungen und Praktiken, die die allmähliche Entwicklung und Vertiefung eines inneren Lebens darstellen. Und tatsächlich, wenn wir das Neue Testament lesen, sehen wir, dass Jesus sein Wirken damit begonnen hat, Menschen dazu aufzurufen, ihm zu folgen – einen nach dem anderen. Ausgehend davon, dass für Christen Jesus nicht nur eine historische Figur ist, sondern auferstanden von den Toten und damit weiterhin für und unter den Seinen anwesend, könnte man das Wesentliche des Christentums in der persönlichen Beziehung zwischen der gläubigen Person und Jesus Christus sehen. Jeder erhält einen persönlichen Ruf, auf den hin er anfängt, Christus zu folgen; nicht äußerlich, in

³ Anfangs war Bonhoeffer stark vom großen reformierten Theologen Karl Barth beeinflusst, der ebenfalls Kritik am Begriff der Religion zugunsten des Glaubens an Jesus Christus übte. Barth sieht Religion aus dem Blickwinkel des Menschen, der sich bemüht, Gott durch sein eigenes Tun zu erreichen; dieses babylonische Unternehmen, weder erstrebenswert noch neutral zu bewerten, stellt ein gewaltiges Hindernis für das Heil dar, das allein von Gott durch Christus kommt. Durch Christus kann – nach Barth – die Religion gerettet werden, ebenso wie alles andere der menschlichen Existenz. Diese theologische und abstrakte Vorstellung von Religion weicht von derjenigen Bonhoeffers ab, die eher historisch und empirisch ist.

dem er auf den Straßen von Galiläa geht, sondern indem er Tag für Tag seine Existenz auf dieser Beziehung und diesem Ruf aufbaut.

Hier ist es vielleicht interessant zu erwähnen, dass eines der bekanntesten Bücher Bonhoeffers den Titel *Nachfolge* trägt. Allgemein ist es eines der wichtigsten Verdienste einiger protestantischer Strömungen des Christentums, die Betonung auf die persönliche Beziehung des Gläubigen zu Christus seinem Herrn gelegt zu haben und zu bekräftigen, dass keine Institution und kein äußerlicher Ritus diese ersetzen können. Auch wenn er für unsere Augen unsichtbar ist, ist Christus genauso für uns gegenwärtig, wie er es für seine Jünger vor 2000 Jahren in Palästina war. In gewissem Sinne ist seine Gegenwart noch stärker, denn sie geht über eine rein äußerliche Begegnung hinaus: Paulus schreibt sogar, dass „nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Galater 2,20). Sicherlich sind sich alle christlichen Traditionen dieser Wahrheit bewusst. Wir müssen uns nur daran erinnern, dass das bekannteste Buch der Spiritualität des Westens seit dem 15. Jahrhundert *Die Nachfolge Jesu Christi* war, oder an die Bedeutung der Ikonen in der Ostkirche, auf denen das Angesicht Christi zu betrachten ist, denken. Trotzdem ist es der Protestantismus, der am meisten Wert gelegt hat auf die persönliche Hingabe an Jesus und auf eine persönliche Antwort auf seinen Ruf.

Man kann den christlichen Glauben aus einem anderen Blickwinkel als Spiritualität verstehen, nämlich als „das Leben im Geist“, von dem Paulus vor allem im achten Kapitel des Briefes an die Römer spricht. Für ihn ist der Glaube an Jesus Christus ein bedingungsloses

Geschenk der Liebe Gottes an die Menschen, die niemals von sich aus eine solche Liebe verdienen oder erhalten könnten⁴. Wenn das so ist, muss dieses Geschenk immer noch durch die menschliche Freiheit angenommen werden. Der Gott, der uns durch Jesus Christus offenbart ist, zwingt niemals die Herzen, denn eine wirkliche Liebe sucht und weckt eine freie Antwort. Dem Geschenk Gottes, das uns durch Christus zugänglich wird, entsprechen also die Annahme dieses Geschenkes seitens der Menschen und das Bemühen, es in die Tat umzusetzen. Und da diese Gabe vor allem Lebenshauch ist (in der Bibel mit „Geist“ übersetzt), ist die einzige Weise, es zu empfangen, es zu leben.

Zusammenfassend kann das Christentum insofern als eine Art der Spiritualität gesehen werden, als es sich in das eingräbt, was die Bibel als das menschliche Herz bezeichnet, der Grund des Seins, der die Liebe aufnehmen und darauf antworten kann, indem aus dieser Liebe konkretes Handeln im täglichen Leben entsteht.

Es gibt jedoch auch einige Gegenargumente, diesen Spiritualitätsbegriff auf den Glauben an Jesus Christus anzuwenden. Heutzutage schweben in diesem Begriff häufig eklektische und individualistische Konnotationen mit. Man eignet sich Elemente aus verschiedenen Bereichen an und lässt das außen vor, was nicht dem eigenen

⁴ „Gott aber, der voll Erbarmen ist, hat uns, die wir infolge unserer Sünden tot waren, in seiner großen Liebe, mit der er uns geliebt hat, zusammen mit Christus wieder lebendig gemacht. Aus Gnade seid ihr gerettet. Er hat uns mit Christus Jesus auferweckt und uns zusammen mit ihm einen Platz im Himmel gegeben. Dadurch, dass er in Christus Jesus gütig an uns handelte, wollte er den kommenden Zeiten den überfließenden Reichtum seiner Gnade zeigen. Denn aus Gnade seid ihr durch den Glauben gerettet, nicht aus eigener Kraft – Gott hat es geschenkt“ (Epheser 2, 4-8; siehe Römer 5, 8).

Geschmack entspricht. Aber eine solche maßgeschneiderte Spiritualität passt nicht zu der Beschaffenheit des christlichen Glaubens. Wie wir bereits gesehen haben, besteht er vorrangig in der Beziehung zu der Person Christi, und nicht in der Aneignung individuell ausgesuchter Lehrmeinungen. Das Wesentliche findet sich im Vertrauen auf ihn, das über das hinausgeht, was man schon auf Anhieb versteht. Wie Abraham begibt sich der Gläubige auf den Weg, ohne zu wissen, wohin die Reise geht (siehe Hebräer 11, 8). Dabei stützt er sich nur auf den Glauben an den, der ihn ruft und begleitet. Um einen Ausspruch von Frère Roger, dem Gründer von Taizé, aufzunehmen, ist der Glaube eine ständige Einladung, „das Unerhoffte zu leben“.

Darüber hinaus ist der christliche Glaube keine individualistische Realität. Wer den Ruf Christi hört und ihm folgt, nimmt seinen Platz in der Gemeinschaft derer ein, die sich auf demselben Weg befinden. Die Beziehungen der Jünger untereinander sind ebenso wichtig wie die zum Herrn, denn in ihnen kommt auf offensichtliche Weise über alle Worte hinweg der Inhalt des Glaubens an Jesus zum Ausdruck. In dieser Hinsicht ist es nützlich, zwischen der Bedeutung der Worte persönlich und individuell zu unterscheiden. Der Glaube ist eine zutiefst persönliche Angelegenheit, denn er beruht auf einem einzigartigen Ruf und einer intimen Vertrauensbeziehung zu Christus – mit einem Wort, er wurzelt im Herzen. Aber dieser Glaube ist nicht die Angelegenheit eines Individuums, denn er setzt den Gläubigen unmittelbar in ein Geflecht von Beziehungen und macht ihn zum vollwertigen Mitglied der Familie Gottes.

Ein gemeinschaftliches Leben?

„Jesus ruft nicht zu einer neuen Religion auf, sondern zum Leben“. Auch wenn das Christentum zweifellos religiöse Elemente aufweist, weil es seine Anhänger in eine Beziehung mit dem Absoluten setzt, und auch wenn es manchmal als persönliche Spiritualität gesehen wird, ist es sicherlich eine treffendere Beschreibung, es als Lebensweise zu sehen, genauer noch als gemeinschaftliches Leben. Das, was die Bewohner des Mittelmeerraums vor 2000 Jahren beeindruckte, als sie mit den ersten Christen in Kontakt kamen, war, wie sich Menschen verschiedenster Herkunft, unterschiedlicher Sprache und aus verschiedenen sozialen Schichten „Bruder“ und „Schwester“ nannten und eng zusammenlebten: Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Männer und Frauen (siehe Galater 3,28). Oder auch: „Wo das geschieht, gibt es nicht mehr Griechen oder Juden, Beschnittene oder Unbeschnittene, Fremde, Skythen, Sklaven oder Freie...“ (Kolosser 3,11). Trotz einiger philosophischer Überlegungen über die Einheit der Menschen in der Antike ist dies bewiesenmaßen das erste Mal, dass der Traum einer einzigen Menschheitsfamilie konkrete Gestalt annimmt. Und es gibt Grund genug davon auszugehen, dass es diese Konkretisierung war, die weit mehr als jegliche Lehraussage dem entstehenden Christentum seine gewaltige Anziehungskraft gab.

Dreimal gibt Lukas in seinem Buch über die ersten Christen, der Apostelgeschichte, eine Zusammenfassung ihres Lebens. Die erste dieser Textstellen steht am Ende

des zweiten Kapitels nach dem ersten Pfingsten in der Geschichte der Christen:

Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten. Alle wurden von Furcht ergriffen; denn durch die Apostel geschahen viele Wunder und Zeichen. Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte. Tag für Tag verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Einfalt des Herzens. Sie lobten Gott und waren beim ganzen Volk beliebt. Und der Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten. (Apostelgeschichte 2,42-47; siehe 4,32-35 und 5,12-16)

Was man hier sieht, ist eine Gemeinschaft, die mitten unter dem jüdischen Volk lebt (und bald dessen Grenzen überschreiten wird), und deren Mitglieder auf zwei sich ergänzende Weisen das Leben teilen. Zuerst mit Gott, und hierbei handelt es sich um ein gewissenhaftes Gebetsleben, das traditionelle Gebete und neue Praktiken vereint, vor allem das „Brechen des Brotes“, das sich wahrscheinlich auf die Eucharistie bezieht. Zweitens untereinander, ein nicht nur spirituelles, sondern auch materielles gemeinschaftliches Leben, denn ein jeder erhält nach seinen Bedürfnissen.

Ein nahezu idyllischer Eindruck vermittelt sich hier. Ein vertieftes Studium der Texte über die Urgemeinde zeigt, dass die Realität keineswegs immer so perfekt war, trotz des starken Antriebs, den Tod und Auferstehung

Christi verliehen hatten. Jedoch beschreibt Lukas die erste christliche Gemeinschaft nicht aus romantischer oder nostalgischer Sichtweise, sondern um klarzumachen, was die Antwort auf unsere Frage nach dem Wesentlichen des christlichen Glaubens ist. Sein wesentliches Merkmal besteht nicht so sehr in neuen Vorstellungen von Gott, sondern in einem gemeinschaftlichen Leben. Und nach Lukas war es dieses, das die Menschen so anzog und das Aufblühen einer neuen Bewegung erklärte.

Ein weiterer Hinweis daran, dass wir das Wesentliche des Glaubens gefunden haben, liegt in der Tatsache, dass Lukas uns diesen Bericht am Ende des zweiten Kapitels gibt. Wir haben festgestellt, dass Jesus voll und ganz im Volk Israel verwurzelt war. Israel verstand sich als ein Volk mit einer besonderen Bestimmung in der gesamten Menschheit. Der Gott, der die Nation aus einer inhomogenen Gruppe von nach Ägypten eingewanderten Arbeitern geformt hatte, war keine einfache Stammes- oder lokale Gottheit, sondern der Schöpfer der Welt und Herr der Geschichte. Daraus folgt die historische Rolle des jüdischen Volkes: durch seine Existenz Zeugnis dieses einen Gottes zu geben, damit eines Tages alle Nationen der Erde ihn anerkennen und auf solche Weise in Frieden und Einklang leben können (siehe beispielsweise Jesaja 2, 2-4).

Diese Bestimmung Israels war von Anfang an von den Hindernissen der Geschichte erschwert worden. Für viele Gläubige erforderte seine Verwirklichung einen Neuanfang, eine völlig neue Erscheinung Gottes, um endlich diese Bestimmung in Erfüllung gehen zu lassen. Die ersten Jünger Christi sahen einen solchen Neuanfang

in der guten Nachricht seiner Auferstehung nach dem scheinbaren Ende durch seinen gewaltsamen Tod: die Sache Jesu war nicht zuende, sondern fing gerade erst an. Sie ging weiter mit dem erneuten Erscheinen des göttlichen Lebenshauches, des Geistes, der es Israel ermöglichte, das zu sein, wozu Gott es von Anfang an bestimmt hatte: Kern einer erneuerten, versöhnten Menschheit. Wenn also Lukas sein zweites Buch mit dem auferstandenen Jesus beginnt, der den Heiligen Geist auf seine Jünger sendet, damit seine Sendung nach seinem Tod weiter geht, ist es nicht verwunderlich, dass er seinen Bericht mit der Beschreibung einer Gemeinschaft beendet, in der diese Sendung konkrete Gestalt annimmt.

Die Struktur der Apostelgeschichte beruht auf zwei gegensätzlichen Bewegungen. Mal begeben sich die Jünger Christi auf die Reise, um die Gute Nachricht in alle Himmelsrichtungen zu tragen und Verbindungen zwischen denen zu knüpfen, die dem Ruf folgen, dann wieder finden sie sich gemeinsam am Tisch des Herrn ein und bringen in ihrer Einheit den Sinn und den Zweck dieser Mission zum Ausdruck. „Seht doch, wie gut und schön ist es, wenn Brüder miteinander in Eintracht wohnen“ (Psalm 133, 1).

Es ist aufschlussreich, die beiden typischen Strömungen der Urchristen mit der Situation der heutigen Kirchen in Verbindung zu bringen. Die Bewegung nach außen hat reiche Frucht gebracht. Eine wichtige Ursache für diese Ausdehnung war der Aufstieg von einer geschmähten, ja sogar verfolgten Sekte zur Staatsreligion des römischen Reiches im vierten Jahrhundert. Gleichzeitig haben christliche Missionare die Botschaft überall-

hin getragen und oftmals ihr Leben dafür gelassen. Das Christentum ist fortan zu einem weltweiten Phänomen geworden.

Wenn sich die großen christlichen Konfessionen, allen voran die katholische Kirche, auf diese Weise weltweit verbreitet haben, muss zugleich auch festgestellt werden, dass die Zusammenkunft in Einheit nicht in gleicher Weise zugenommen hat. Dies liegt vor allem daran, dass sich im Laufe der Zeit die Kirche Jesu Christi in verschiedenste Teile aufgespalten hat, die sich teilweise sogar feindlich gegenüberstehen. Ein weiterer Grund ist die abnehmende Lebendigkeit des Christentums, das mit seiner geographischen und zahlenmäßigen Ausbreitung Hand in Hand zu gehen scheint. Das Salz des Evangeliums hat sich in der Masse aufgelöst und dabei etwas an Geschmack verloren, oder, um eine andere Metapher zu benutzen, es scheint als wäre der Sauerteig zumindest zeitweise von der Teigmasse verschluckt worden. Um Beispiele für Gemeinschaften zu finden, die ein starkes Gebetsleben und gegenseitige Unterstützung leben, muss man entweder auf Seiten kleiner evangelikaler und Pfingstkirchen suchen, oder aber Gruppierungen innerhalb der großen traditionellen Kirchen, beispielsweise klösterliche oder religiöse Gemeinschaften oder sogenannte neue kirchliche Bewegungen. Allerdings vereinen diese Gruppen nicht immer Menschen äußerst unterschiedlicher Herkunft. Es ist selbstverständlich auf menschlicher Ebene nicht leicht, in der Realität Universalität und Intimität miteinander zu vereinbaren. Trotzdem findet man in der Beschreibung der Urchristen im Neuen Testament genau dies, und das von Anfang an.

Wir lesen von Gemeinschaften, die aufgrund ihres Glaubens an den gestorbenen und auferstandenen Christus ihre gesamte Existenz mit den anderen Mitgliedern teilen und dabei offen für Menschen vielfältigster Herkunft bleiben. Diese Gemeinschaften führten ein Leben voller Solidarität, ohne dabei im geringsten sektiererisch zu werden, denn sie wahrten die Überzeugung, dass sie nicht nur aus Selbstzweck existierten, sondern eine Berufung für die gesamte Menschheit erhalten hatten, nämlich ein Keim für Versöhnung und Frieden zu sein. Um es auf einen Punkt zu bringen: Diese Gemeinschaften vereinten ein intensives gemeinsames Leben mit universellen Absichten.

Das klassische Wort für ein derartiges gemeinschaftliches Leben ist das griechische Wort *koinônia*, das meistens mit „Gemeinschaft“ oder „Kommunion“ übersetzt wird. Im Neuen Testament ist es der Prolog des ersten Briefes des Johannes, der uns seine Bedeutung am besten verstehen lässt. Er schreibt an diejenigen, die nach der ersten Generation Teil der christlichen Gemeinschaft geworden sind, und spricht von Jesus Christus nicht als von einer Person unter vielen, sondern als „Leben“, „Wort des Lebens“ oder „Leben, das ewig ist“. In seiner Form ist das Leben Gottes also in sehr konkreter Form in die Geschichte der Menschen getreten. Er fährt fort:

Was wir gesehen und gehört haben, das verkünden wir auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft (*koinônia*) mit uns habt. Wir aber haben Gemeinschaft (*koinônia*) mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus. Wir schreiben dies, damit unsere Freude vollkommen ist. (1 Joh 1,3-4)

Dieses mitgeteilte Wort des Lebens schafft *koinônia* – gemeinschaftliches Leben, Solidarität – unter denen, die es aufnehmen. Und dieses gemeinschaftliche Leben ist nicht nur menschlich, gründet nicht nur auf den Gefühlen und dem guten Willen der Frauen und Männer, die ihm angehören. Nein, es ist Teilhabe am Leben Gottes, an der Gemeinschaft, die Christus mit dem verbindet, den er Abba nennt, Vater, in der Einheit eines Geistes. Schließlich schreibt Johannes, dass dieses gemeinschaftliche Leben unter den Gläubigen und mit Gott Quelle einer wahrhaften und vollendeten Freude ist. Wenn das der Fall ist, liegt es dann nicht daran, dass es dem tiefsten Bedürfnis des menschlichen Herzens entspricht, nämlich ohne örtliche oder zeitliche Beschränkung zu lieben und geliebt zu werden?

Das Angebot sich vollziehender Verwirklichung einer umfassenden Gemeinschaft in Gott

Nachdem wir uns der Antwort auf unsere Frage mit einer Reihe von immer treffenderen Beschreibungen angenähert haben, können wir endlich angemessen auf unsere Fragen nach dem entscheidenden Merkmal des christlichen Glaubens antworten. Zunächst ist der Begriff Religion nicht sehr hilfreich, um diesen Glauben in sei-

ner Einzigartigkeit zu beschreiben, auch wenn er einen „religiösen“ Aspekt hat, weil es sich um die Beziehung mit dem Absoluten handelt, das wir allgemein Gott nennen. Handelt es sich also um eine Form von Spiritualität? Ja, in dem Sinne, dass sie einen persönlichen Weg darstellt, der durch das Eintauchen in den Sinn der Existenz gekennzeichnet ist. Jedoch ist dieser Weg nicht allein dem individuellen Willen überlassen, er ist keine Ansammlung von Elementen, die ein jeder nach seinem persönlichen Interesse zusammenstellt. Weit entfernt davon, ein Umherirren zwischen den Überresten der spirituellen Traditionen der Menschheit zu sein, handelt es sich um eine Pilgerreise auf den Spuren Christi, die den Pilger kontinuierlich mit denen in Beziehung setzt, die sich auf demselben Weg befinden.

Ist der christliche Glaube also ein gemeinschaftliches Leben? Diese Definition bietet den großen Vorteil, mit dem Leben der Urchristen übereinzustimmen, wie es im Neuen Testament beschrieben ist. Es muss hinzugefügt werden, dass sich so ein gemeinschaftliches Leben nicht nur in bloßem Zusammenleben erschöpft, sondern dass seine Wurzeln bei Gott liegen; es bedeutet im wesentlichen Teilhabe am Leben Gottes, ein Leben, das Liebe und damit Leben für die anderen ist. Auch wenn es in der Realität nicht vollkommen ist, ist es von Anfang an per se inklusiv, universell, bezieht praktisch jeden Menschen mit ein. In diesem Sinne sind die Grenzen der christlichen Gemeinschaft nicht ein für alle mal festgeschrieben, sondern sie fallen letztlich mit der gesamten Menschheitsfamilie, der gesamten Schöpfung zusammen.

Als Quintessenz lässt sich der Glaube an Jesus Chri-

stus also als *Angebot sich vollziehender Verwirklichung einer umfassenden Gemeinschaft in Gott* beschreiben. Sehen wir uns diese Definition genauer an:

Zuerst einmal ist der christliche Glaube nicht von Menschen geschaffen sondern ein Angebot beziehungsweise eine Einladung, die von Gott kommt. Die biblische Offenbarung in seiner Gesamtheit ist durch diese Umkehrung der Perspektiven gekennzeichnet. Das war schon damals bei Israel der Fall: Die Identität dieses Volkes gründete sich nicht auf geographische Kriterien oder auf Abstammung, sondern auf die freie Erwählung eines geheimnisvollen und transzendenten Gottes. Dieses verstärkt sich noch mit dem Kommen Jesu Christi. Für seine Jünger – und hier haben wir eine Situation, die bei fast allen Religionsstiftern bzw. Gründern von Schulen der Spiritualität anders ist – war Jesus kein Mann, der unerwartet von göttlicher Macht erwählt wurde oder der mit Müh und Not eine Erleuchtung erreicht hatte, er ist in erster Linie weder Prophet noch Meister der Weisheit, noch Philosoph oder Seher. Bei ihm, so undenkbar das auch erscheinen mag, ist die Quelle des Lebens, die uns entgegen kommt.

Wenn der christliche Glaube ein Angebot des Absoluten ist, liegt die Rolle der Menschen vor allem darin, die Einladung anzunehmen und darauf zu antworten. Es fällt nicht den Menschen zu, die Umriss dieser Einladung zu bestimmen. Und wenn Gott durch Christus dazu aufruft, ein gemeinschaftliches Leben zu führen, bezieht sich sein Ruf auf die persönlichste Dimension des Menschen, er versucht, in ihm eine Freiheit zu wecken. Alles Gründe, weshalb ein solches Angebot das genaue Gegenteil eines

Zwanges ist. Jeglicher Versuch, es durch offene oder versteckte Mittel zu erzwingen, geht wider seine Natur. Leider wurde diese Wahrheit, wie wir alle wissen, nicht zu allen Zeiten von der Obrigkeit und von den christlichen Völkern verstanden, zum großen Schaden der Verbreitung der wahren evangelischen Botschaft.

Zweitens ist die christliche Botschaft ein Angebot sich vollziehender Verwirklichung, das heißt, eine reale und nicht theoretische Einladung. Es geht vorrangig nicht um Ideen, um das richtige Verständnis intellektueller Wahrheiten. Theologisch ausgedrückt ist der Glaube keine Gnosis. Wie Jesus das Wesentliche seiner Botschaft durch sein Leben bis hin zu seinem Tod an einem Kreuz deutlich gemacht hat, macht der Jünger sein Leben ebenfalls zur Botschaft. Wie es Paulus ausdrückt, hat Christus sein Leben für alle gegeben, „damit die Lebenden nicht mehr für sich leben, sondern für den, der für sie starb und auferweckt wurde“ (2. Korinther 5, 15). Diese Existenz „für Christus“ kommt in der Existenz „für die anderen“ zum Ausdruck. So gelangen wir auf einem anderen Weg zum Vorrang des gemeinschaftlichen Lebens. Das Christentum ist vielleicht in der Hinsicht einzigartig, dass es keinen Widerspruch zwischen Lehre und Praxis zulässt, ohne dabei seinen Wesensgehalt zu verlieren. Im Gegenteil, die Lehre ist mit der Praxis identisch, denn es geht in beiden Fällen um Gemeinschaft mit Gott und mit den Menschen. Wenn die Christen keine brüderliche Liebe üben, wenn die Kirchen in Gleichgültigkeit oder gegenseitiger Konkurrenz verharren, ist all ihre Predigt nur toter Buchstabe.

Der Leib Christi

Rekapitulieren wir, was wir über das Wesentliche des christlichen Glaubens herausgefunden haben, indem wir uns vor allem mit einigen Schlüsselbegriffen des Apostels Paulus beschäftigen.

Fangen wir mit einer Frage an: Was ist die Verbindung zwischen dem Christentum als Spiritualität, als Nachfolge Jesu, und als gemeinschaftliches Leben, das dazu bestimmt ist, immer umfassender zu werden? Handelt es sich hierbei lediglich um zwei verschiedene Ansätze, oder gibt es eine tiefere Logik, die sie verbindet?

Ein erster Aspekt, der diese Logik aufzeigt, ist das semitische Konzept des namensgebenden Vorfahren. In der Welt der Bibel steht der Gründer eines Volkes oder einer Gemeinschaft in gewisser Weise für die gesamte Gruppe. Israel ist beispielsweise der Name, der sowohl für den Patriarchen Jakob als auch für die Nation benutzt wird, die seine Nachkommen bilden. Die Israeliten sind „die Söhne (oder die Kinder) Israels“, und der Sohn gleicht seinem Vater (siehe 1. Mose 5, 3). Gleichmaßen ist für Paulus Adam nicht nur der erste Mensch, sondern ebenfalls Begründer der Menschheit. Auf geheimnisvolle, aber reale Weise ist Adam jeder von uns, und jeder von uns ist Adam. Wenn in ihm „alle gesündigt haben“, konkretisiert sich diese Teilhabe an seiner Schuld in den realen Entscheidungen, die wir, jeder für sich, in unserem eigenen Leben treffen (siehe Römer 5).

Dieses Verständnis verschafft dem Apostel eine wun-

derbare Gelegenheit, die Beziehung zwischen Jesus Christus und uns zu erklären. Anders als bei Adam und Israel sind aber diejenigen, die Christus folgen, nicht dessen Kinder, sondern durch ihn Kinder Gottes; wir sind Söhne und Töchter in dem Sohn. Durch die Taufe, die den Ruf Christi und unser „Ja“ als Antwort konkretisiert, sterben wir unserem früheren Leben, das durch Trennung gekennzeichnet war, und treten in die Familie Gottes ein. Auf diese Weise ist Jesus der „Erstgeborene von vielen Brüdern“ und Schwestern (Römer 8, 29); er ist in uns und wir sind in ihm. „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Galater 2, 20).

Ein zweiter Aspekt betrifft das Verständnis des Leibes. Paulus benutzt ihn zunächst als Metapher der Gemeinschaft, was zu dieser Zeit relativ üblich war. Die Beziehung zwischen dem Leib und den Gliedern erlaubt ihm, das Verhältnis zwischen der Einheit und der Vielfalt innerhalb der christlichen Gemeinschaft zu erklären: Durch denselben Lebenshauch zum Leben erweckt, verfügen die Gläubigen dessen ungeachtet über verschiedene Gaben und Sichtweisen. Dieses Bild unterstreicht darüber hinaus die enge Einheit der Gläubigen: „So sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören“ (Römer 12, 5).

Im Denken des Apostels geht der Vergleich aber über eine simple Metapher hinaus. An die Korinther schreibt er: „Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat (...): so ist es auch mit Christus“ (1. Korinther 12, 12). Beachten wir dabei, dass er nicht schreibt: „so auch unsere Gemeinschaft“ oder „so auch die Kirche“. Und etwas weiter schreibt er explizit: „Ihr aber seid der

Leib Christi und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm“ (12,27). Nun dürfen wir nicht vergessen, dass zu der Zeit der Leib nicht vorrangig als ein fleischlicher Körper aufgefasst wurde, wie es in unserer materialistischen Zeit oft der Fall ist, sondern als Gegenwart einer Person in der Welt, genauer als ihre Gegenwart bei anderen. Zu sagen, dass die christliche Gemeinschaft der Leib Christi ist, bedeutet demnach zu sagen, dass Christus durch das gemeinschaftliche Leben seiner Jünger in der Welt gegenwärtig bleibt. Alle gemeinsam bilden sie seine Gegenwart, die über Raum und Zeit hinweg andauert.

Noch einen Schritt weiter begeben wir uns in der umfassenden Perspektive der Briefe an die Kolosser und die Epheser. Beide beginnen mit dem großen Vorhaben Gottes, alle Geschöpfe „zu vereinen“ (Epheser 1,10) beziehungsweise zu „versöhnen“ (Kolosser 1,20): durch Christus, mit ihm und folglich auch untereinander. Zeichen und Mittel dieser zweifachen Versöhnung ist die Gemeinschaft der Gläubigen, die Kirche, Realität im ständigen Werden, die ihre Energie aus ihrer Beziehung mit ihrem Haupt Jesus Christus schöpft:

Wir wollen uns, von der Liebe geleitet, an die Wahrheit halten und in allem wachsen, bis wir ihn erreicht haben. Er, Christus, ist das Haupt. Durch ihn wird der ganze Leib zusammengefügt und gefestigt in jedem einzelnen Gelenk. Jedes trägt mit der Kraft, die ihm zugemessen ist. So wächst der Leib und wird in Liebe aufgebaut. (Epheser 4,15-16; siehe Kolosser 2,19)

Ein Leib, der vor 2000 Jahren in Palästina an ein Kreuz genagelt wurde, und dadurch über den Tod hinaus einem Leib Leben gab, der über die Jahrhunderte wuchs, indem

er auf verschiedenste Weise eine unglaubliche Vielzahl Männer und Frauen sich einander annähern ließ. Am Horizont steht eine Vision der Menschheit, die als eine einzige Familie in Frieden lebt. Das ist bestimmt das Bild, das am besten ausdrückt, was den christlichen Glauben ausmacht. Um einen Ausspruch von Augustinus aufzunehmen, einem der wichtigsten christlichen Denker des Westens: Das Christentum ist letztlich nichts anderes als *totus Christus*, der „ganze Christus“, Haupt und Leib, das, was man auch den „Christus der Gemeinschaft“ nennen kann.

Es ist deswegen kein Zufall, dass die zentrale Aktivität des christlichen Glaubens schon immer die Feier der Eucharistie war. Der gekreuzigte Christus bleibt lebendig und gegenwärtig durch die Worte, die er vor seinem Tod über das Brot und den Wein gesprochen hat: „Dies ist mein Leib ... dies ist mein Blut“. Vereint an einem Tisch stärken sich die Gläubigen an diesem Leib, der ihnen am Kreuz gegeben wurde, und der ihnen jetzt im Sakrament gegeben wird, damit sie für die anderen in der Welt zum Leib Christi werden. Es ist auch kein sprachlicher Fehler, dieses Sakrament die „heilige Kommunion“, also „heilige Gemeinschaft“, zu nennen. In der Eucharistie kommt der Glaube in dem zum Ausdruck, was ihn auszeichnet. Er offenbart sich hier im gemeinschaftlichen Leben mit Gott, durch Christus, der, indem er sich für uns hingab, uns enger vereint und uns zur Begegnung mit jedem menschlichen Wesen sendet.

Schließen wir diese Gedanken mit zwei Zitaten, die unsere Überlegungen gut zusammenfassen – das erste ist von Dietrich Bonhoeffer, das zweite von Frère Roger:

Es geht in der Kirche nicht um Religion, sondern um die Gestalt Christi und ihr Gestaltwerden unter einer Schar von Menschen.⁵

Sind wir uns beim Eintritt ins dritte Jahrtausend ausreichend darüber im klaren, dass Christus vor zweitausend Jahren nicht auf die Erde gekommen ist, um eine weitere Religion zu stiften, sondern um jedem Menschen Gemeinschaft mit Gott anzubieten?⁶

*Übersetzung aus dem Französischen und Englischen
von Dorothea Beck*

⁵ Dietrich Bonhoeffer, *Ethik* (Werke Band 6, S. 84), zitiert nach:
Sabine Dramm, *Dietrich Bonhoeffer. Eine Einführung in sein Denken*,
S. 232.

⁶ Frère Roger, Taizé, *Gott kann nur lieben* (Herder 2002), S. 69.